

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Sobh, Alawiyya  
**Marjams Geschichten**

Roman  
Aus dem Arabischen von Leila Chammaa

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42143-7





Alawiyya Sobh  
Marjams Geschichten

*Roman*

Aus dem Arabischen  
von Leila Chammaa

Suhrkamp Verlag

Titel der 2002 bei Dār al-Ādāb in Beirut  
erschienenen Originalausgabe:  
*Marjam al-Hakâjâ*  
© Alawiyya Sobh, 2002

Die Übersetzung aus dem Arabischen wurde mit Mitteln  
des Auswärtigen Amtes unterstützt durch  
litprom – Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika,  
Asien und Lateinamerika e. V.

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2010  
Alle Rechte vorbehalten,  
insbesondere das des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2010

ISBN 978-3-518-42143-7

# Marjams Geschichten

Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen.  
Aber nur eines ist notwendig.

*Neues Testament, Lukas-Evangelium 10, 41-42*

Ich habe mit der Sache abgeschlossen.

Auf eine Antwort hoffe ich schon gar nicht mehr. Denn ich kann die Gute ja nicht einmal befragen, weil ich nicht weiß, wo sie ist.

Endlich halte ich das Visum in Händen. Vor mir liegen nur noch ein paar abgezählte Tage. Die Zeit, die mir bleibt, reicht kaum, um meine Sachen zu packen, meinen Eltern, Verwandten und Nachbarn einen letzten Anstandsbesuch abzustatten und mich von Ibtisâm, Jasmîn und Alawiyya samt Alawiyyas Romanfiguren zu verabschieden.

Mich von Alawiyya Sobh verabschieden?

Aber wo steckt sie überhaupt, dass ich das bewerkstelligen könnte? Ich habe mit der Sache abgeschlossen. Ich bin es leid, mir den Kopf über Fragen zu zerbrechen, auf die es keine Antwort gibt. Plötzlich war sie wie vom Erdboden verschluckt, und seither habe ich nichts mehr von ihr gehört.

Die Frage, was aus ihrem Buch geworden ist, stelle ich ihr bestimmt nie wieder.

Nein, das lasse ich künftig sein.

Bei unseren gelegentlichen Treffen in all den vergangenen Jahren merkte ich immer, wenn ich mich nach dem Verbleib unserer Geschichte erkundigte, dass ich ihr damit schwer zusetzte. Ich hatte das Gefühl, mit meiner Zunge wie mit einem glühenden Spieß in eine offene Wunde zu stoßen. Denn reflexartig wandte sie jedes Mal das Gesicht ab. Und schon zog in ihren Augen, gleich einer Wolke, jener stille Schmerz auf, gefolgt von einem nervösen Zucken der Lider, die wie rasend ins Flattern



gerieten. Benommen taumelte ihr Blick, bis das Unwetter endlich nachließ, die Lider sich allmählich wieder fingen und sie mir schließlich fest in die Augen sehen konnte. Unvermittelt wechselte sie das Thema. Mit gebrochener, trocken kehliger Stimme fragte sie, wie es mir mit Abbâs ginge. Manchmal erkundigte sie sich auch nach Ibtisâm oder irgendeiner anderen ihrer Romanfiguren, deren Lebensgeschichte sie im Übrigen einzig und allein durch mich kennengelernt hat. Denn über jede einzelne Person, die in ihrem Buch vorkommt, habe ich sie jahrelang auf dem Laufenden gehalten. Seither ist viel Zeit ins Land gegangen. Die Figuren haben inzwischen andere Wege eingeschlagen, Wege, die Alawiyya nicht kennt. Und alles, was ich erzählt habe, ist dahin.

Wieso habe ich ihr all die Jahre so viel erzählt? Wieso hat sie sich das Ganze angehört, wenn sie doch nichts zu Papier gebracht hat?

Ist sie wirklich verschollen? Hat sie sich vielleicht so verändert wie Ibtisâm, um in ihrem neuen Leben nicht »out« zu sein, sondern »in«? Oder fürchtet sie sich gar wie Jasmîn vor ihren früheren Träumen? Jene Jasmîn, deren größter Wunsch es war, anders zu sein und sich von ihrem Umfeld abzuheben.

Ich will es wissen.

Hat sie sich verändert wie so viele andere auch? Oder ist sie, unabhängig von Zeit und Ort, immer noch ganz die Alte? Oder aber hat sie das gleiche Schicksal ereilt wie Abu Jûssuf, unser Nachbar im Dorf? Der wusste nach dem Tod seiner Frau Khadîscha nicht mehr, wie er heißt, und nannte fortan jeden Mann, der ihm über den Weg lief, »Abu Jûssuf«. Kaum klärte ihn der Angesprochene auf, dass *er* doch Abu Jûssuf sei, brach der Witwer in Tränen aus. »Nein«, wehrte er ab, »das ist gelogen. Nicht ich bin Abu Jûssuf. Ihr seid Abu Jûssuf.«

Alawiyya ist genau wie ihr Protagonist und Zwillingsbruder Suhair plötzlich spurlos verschwunden. Sie hat unser Schicksal in dem Roman im Ungewissen gelassen. Inzwischen begegne ich

ihrem Namen nicht einmal mehr in Zeitungen und Zeitschriften. Selbst an ihrer Wohnungstür in dem alten Haus am Anfang der Hamra-Straße hängt kein Namensschild mehr von ihr. Nein, denn das ganze Haus ist dem Erdboden gleichgemacht worden.

Wann immer mir zu Ohren kommt, dass ein neuer Roman erschienen ist, gehe ich unverzüglich in die Buchhandlung, um Titel und Namen des Autors in Erfahrung zu bringen. Auf Alawiyyas Namen oder unsere Geschichte bin ich allerdings noch nicht gestoßen. In der Annahme, sie habe unseren Roman vielleicht unter einem Pseudonym veröffentlicht, kaufe ich hin und wieder sämtliche Neuerscheinungen. Ich brauche die Werke aber nur kurz anzulesen, und mein Verdacht bewahrheitet sich: Alawiyya ist fort und mit ihr unsere Geschichte.

Ich habe kein Bedürfnis mehr, meine Lebensgeschichte in ihrem Buch nachzulesen, denn meine Geschichte hier ist zu Ende. Ich will Alawiyya jetzt nur noch treffen, um mich von ihr zu verabschieden und ihr mitzuteilen, dass ich mir ein Schicksal außerhalb ihres Romans angeschafft habe. Außerdem wüsste ich gern, was aus ihr geworden ist und was sich hinter ihrem und Suhairs Verschwinden verbirgt.

Plötzlich war sie einfach weg, spurlos verschwunden, und ich habe nie wieder etwas von ihr gehört.

Alawiyya besucht mich schon lange nicht mehr, genauso wenig wie Ibtisâm und Jasmîn. Früher brauchten die drei nur bei mir zu klingeln oder, wenn der Strom ausgefallen war, mit den Fingern an die Tür zu trommeln, und ich erkannte schon an der Art des Läutens oder Klopfens, wer draußen stand, zumal ich genau wusste, wen ich wann zu erwarten hatte. Ohne die lebhaften Unterhaltungen mit ihnen ist es nun recht still geworden in meinem Zimmer. Unsere Gespräche sind im Laufe der letzten Jahre abgeebbt gleich einem Fluss, der, anfangs noch wasserreich, unterwegs immer mehr schrumpft, bis er am Ende seiner Reise schließlich völlig versickert. Das liegt keineswegs da-

ran, dass die drei in ihrem neuen Leben übermäßig eingespannt sind und keine Zeit haben. Nein, Menschen erinnern uns zuweilen wie ein Kleidungsstück, ein Paar Schuhe oder ein Parfüm an eine bestimmte Situation oder Stimmung und rufen viele kleine Details wach. Die drei Frauen gingen ihren alten Freundinnen aus dem Weg, um, auf der Flucht vor dem Krieg, jede Erinnerung an ihn zu meiden.

Alawiyyas Besuche waren auch davor schon eher sporadischer Natur. Sie ließ sich manchmal tage-, wochen- oder monatelang nicht blicken und tauchte irgendwann wie aus heiterem Himmel vor meiner Tür auf. Ich ging damals nicht oft aus dem Haus, schon gar nicht, wenn geschossen wurde. Meine Anstellung im Büro war zu einer reinen Formalität geworden. Ich bekam, obwohl ich nicht regelmäßig zur Arbeit erschien, am Monatsende ein Gehalt ausgezahlt. Meist aber hielt ich mich zu Hause, genauer gesagt, in meinem Zimmer auf, wenn ich nicht gerade mit Abbàs verabredet war. Alawiyya und Ibtisàm haben vor allem in den ersten Kriegsjahren an der Front mitgekämpft und verschwanden dazu immer mal wieder für eine Weile von der Bildfläche wie Schafe, die ihren Auslauf brauchen. Hatten sie sich auf dem Kriegsfeld ausgetobt und satt gefressen, kehrten sie zurück, in mein Zimmer, ihren Stall, um in Ruhe wiederzukäuen und mir zu offerieren, was sie sich einverleibt hatten.

Alawiyya haftete damals, soweit ich mich erinnere, nicht jener geheimnisvolle Ausdruck an, der sich später auf ihrem Gesicht zeigte und den ich nicht zu deuten wusste. Sie tauchte, wie gesagt, plötzlich vor meiner Tür auf. Und immer lächelte sie mich beim Wiedersehen durch ihre dicken Brillengläser an. Natürlich hatte sie sich damals noch keiner Augenoperation unterzogen, um die Brille loszuwerden, die ihr meiner Ansicht nach sehr gut stand. Sie passte einfach zu ihr, passte zu ihrem Gesicht und zu ihrer Persönlichkeit. Wie diese Operation zu werten ist, kann ich nicht sagen. Sie könnte ein Ausdruck großer Frustration sein. Oder es war eines ihrer leichtfertigen Spiele, diesmal

nicht mit dem Leben, sondern zur Abwechslung nur mit den Augen. Oder sie wurde bei ihrer Arbeit in einer Frauenzeitschrift mit dem Virus der Eitelkeit infiziert und wollte unbedingt etwas für ihre Schönheit tun, zumal es in diesen Blättchen ja um nichts anderes geht.

Mit schmutzdeliger Mütze auf dem Kopf und in ihrer blauen Jeans, die sie jahrelang trug, stand sie jedes Mal plötzlich da. Zielstrebig betrat sie mein Zimmer und machte es sich auf dem Sofa gemütlich. Die Beine im Schneidersitz angewinkelt, berichtete sie mir von den vielen Kämpfen, die sie an der Front mitgemacht hatte. Beim Erzählen nahm sie sich mit der einen Hand die Mütze ab, damit ihre Kopfhaut an der frischen Luft wieder auflebte. Mit der anderen Hand fuhr sie sich durch das verschwitzte, fettig glänzende Haar und schüttelte gleichzeitig den Kopf, um ihr schlaffes, strähnig herabhängendes Haar wiederzubeleben und ihm wieder Fülle und Schwung zu verleihen. Fasziniert betrachtete ich sie, während sie lächelnd von ihren Abenteuern erzählte.

»Meine Güte«, unterbrach sie sich plötzlich selbst, »es ist schon eine Ewigkeit her, dass ich mir die Haare gewaschen habe.«

Über die Jahre lernte ich ihr Verhalten einzuschätzen. War sie wieder einmal abgetaucht, dann wusste ich, dass sie entweder ins Schreiben versunken war oder sich einer neuen Freundschaft oder gar Liebschaft widmete, in deren Einzelheiten ich nicht eingeweiht war. Die Einzige, die mir alles bis ins letzte Detail anvertraute, war Ibtisâm. Vielleicht weil sie mir näher stand als die anderen. Ibtisâm und ich hatten uns schon im zarten Kindesalter angefreundet. Wie in einem offenen Buch konnte ich in ihr lesen, bis sie das Buch eines Tages zuklappte und die Worte fortan nicht mehr wie ein Wasserfall aus ihrem Mund sprudelten, sondern versiegten. In ihrer politisch bewegten, kämpferischen Phase erkannte ich jede noch so unscheinbare Regung, die sich hinter dem bestechenden Glanz ihrer Augen bemerkbar machte. Alawiyya dagegen wurde im Laufe der Zeit immer merkwürdiger. Sie

ließ sich nur dann blicken, wenn sich während ihrer langen Abwesenheit ein solcher Rededrang in ihr angestaut hatte, dass sie die Wortflut kaum zurückhalten konnte. Dennoch hörte sie bei ihren Besuchen eher zu, als dass sie etwas von sich preisgab.

Hier, in meinem Elternhaus, bei mir im Zimmer hatten wir unseren besonderen Ort. Die Einrichtung: ein brauner Holzschrank mit aufgeklebtem Spiegel auf der mittleren Tür und ein farblich dazu passendes resopalbeschichtetes Bett, das ich, nachdem das schöne alte zerbombt worden war, preiswert für eine Übergangszeit erstanden hatte. Aus dem Provisorium aber wurde ein Dauerzustand. Nicht zu vergessen das Sofa mit rot-grün geblütem Bezug und die selbstgenähten Sitzkissen auf dem Boden. Hier sammelten sich die Geschichten wie in einem Brunnen das Wasser.

Mein Zimmer bot unseren Geschichten und Geheimnissen eine Zuflucht. Am liebsten saßen sie auf dem Boden oder auf dem Sofa, das heute noch ihre Spuren trägt: kleine schwarze Brandlöcher von unzähligen Zigaretten, die sie hier geraucht haben. Zur Begrüßung kochte ich einen großen Topf Kaffee, und schon entstiegen ihren Mündern Geschichten, heißer als der Dampf aus der Kanne. Es war uns wohl ein dringendes Bedürfnis, einander alles, ja sogar intime Einzelheiten zu offenbaren. Anscheinend brauchten wir es, dass die anderen uns im Gespräch wie in einem Spiegel unser eigenes Bild vorhielten.

Mein Gott, haben wir zusammengehalten, wie Pech und Schwefel. Durch dick und dünn sind wir gegangen. Ich erinnere mich noch genau an ihre Reaktion, als ich ihnen mein Leid mit Mustafa klagte. Kaum hatte ich zu Ende erzählt, wie schäbig und aus welchem Grund er mir den Laufpass gegeben hatte, nachdem ich wie hörig alles getan hatte, was er von mir verlangte, ließen die drei eine Schimpfkanonade auf ihn los, dass es im Zimmer regelrecht Flüche von der Decke regnete. »So ein Dreckskerl!« und »zum Teufel mit diesem Nichtsnutz« gehörten noch zur milden Sorte. »Nicht zu fassen, diese Männer«, kommentier-

te Alawiyya und kippte vor Lachen, das mich wie scharfe Messer traf, hintenüber.

Wo sind diese Gespräche hin?

Ich weiß nicht, wieso der Krieg uns wie eine Kette zusammenschweißte, während er andere in alle Winde zerstreute. Trotzdem ist jene Kette eines Tages gerissen. Hatten wir einander vielleicht gebraucht, um uns eine stabile Welt zu schaffen, da um uns herum alles zusammenbrach? Was hat uns auseinandergebracht? Enttäuschungen? Der Frieden, der jede von uns in ihre eigene Welt verschlug? Das zunehmende Alter? Oder ist das Leben ganz einfach so?

Ich weiß es nicht und versteh es auch nicht. Mit Bestimmtheit allerdings weiß ich, dass die Unterhaltungen, die wir jetzt führen, anders sind. Es sind keine wirklichen Gespräche mehr. Man wirft sich Worte inzwischen eher wie Steine an den Kopf, um zu verletzen. Worte dienen wie die Zunge einer Katze nur noch dazu, sich selbst zu belecken. Oder sie zeigen sich, wie eine Schlangenzunge, nur vor dem Biss. Unsere Gespräche drehen sich um Themen und Probleme, die belanglos sind und hohl. Sie klingen wie der eigene Ruf, der einem als Echo aus einem Brunnen entgegenschlägt: Wuuuuu.

Wo ist all das, was ich Alawiyya erzählt habe, hin?

Wie ein Dieb hat sie jedes Wort und jede Geschichte, die wir in meinem Zimmer haben fallen lassen, aufgesammelt und heimlich eingesteckt. Sogar das, was sie selbst zur Sprache brachte, hat sie verschwinden lassen. Ihre eigenen Erfahrungen, ihr eigenes Leben hat sie gestohlen und sich damit auf Nimmerwiedersehen aus dem Staub gemacht!

Und ich, ich habe die ganze Zeit über nichtsahnend erzählt. Alles habe ich ihr offenbart. Wirklich alles, was ich über mich selbst, über sie und die anderen Personen, die in dem Buch vorkommen, berichten konnte. Nach bestem Wissen und Gewissen habe ich ihrem Wunsch entsprochen, mit dem sie kurz nach Kriegsende an mich herantrat.

»Da der Krieg nun vorbei ist«, eröffnete sie mir an jenem Tag, »möchte ich darüber schreiben, wie unsere Generation den Krieg erlebt hat. Selbstverständlich nicht über die ganze Generation, das wäre zu hoch gegriffen. Nein, eigentlich geht es mir um deine Geschichte. Die will ich aufschreiben. Denn du bist der Schatten. Der Schatten aller Romanfiguren und der Schatten meiner wie auch ihrer Erinnerungen. Deine Person reizt mich zum Schreiben.«

»Du bist schon so lange meine Freundin. Du weißt doch alles über mich.«

»Nein, ich möchte die Dinge mit deinen Augen sehen.«

»Aber ich werde dir bestimmt nichts Neues erzählen.«

»Ich weiß, aber trotzdem. Ich will die Dinge jetzt mal mit deinen Augen betrachten.«

»Und wieso schreibst du nicht über dich selbst? Gibt deine Lebensgeschichte denn etwa nichts her?«

»Doch, schon, aber nicht jetzt. Vielleicht ist die eher was für den zweiten Band. Ich brauche Zeit, um zu verstehen, was geschehen ist. Über Dinge, die ich nicht begreife, kann ich unmöglich schreiben.

Im Krieg wollten wir die Fische direkt aus dem Meer. Jetzt aber will ich die Fische erst sehen, bevor ich sie kaufe.«

Dann aber, nachdem ich ihr alles anvertraut hatte, ist sie spurlos verschwunden.

Der erste Band ist nie erschienen und meine Geschichte demzufolge auch nicht.

Weder ich noch sonst jemand bekam je zu lesen, was wir Alawiyya berichtet haben.

Völlig umsonst haben wir so viel erzählt.

Unsere Geschichten sind einfach in ihren Ohren versickert.

Ich habe mich von ihr zum Werkzeug machen lassen: ein Mund in ihrem Dienst und Ohren, die ausnahmslos jeden belauschen. Heimtückisch raubte ich Menschen ihre Geschichten,

um Alawiyya damit zu versorgen. Ich hörte geradezu mit ihren Ohren. Mir brauchte nur eine interessante Szene, Erzählung oder Unterhaltung unterzukommen, und ich sagte mir im Stillen: Schade, dass Alawiyya nicht hier ist und mithört. Dann hätte sie gleich wieder Stoff zum Schreiben! Und sah ich nachts meinen Schatten, den ich übrigens nur bei Dunkelheit zu Gesicht bekomme, dachte ich: Ein Jammer, dass Alawiyya nicht hier ist und das nicht miterlebt! Mit den Jahren lernte ich erkennen, auf welche Geschichten sie ansprang. Auch sie hat ihre Entdeckungen bei mir gemacht. So fand sie heraus, dass Frauen in mir einen Hort für ihre Geheimnisse sehen, eine Eigenschaft, um die sie mich offenkundig beneidete. Daraus machte sie gar keinen Hehl.

»Wieso«, stichelte sie immer mal wieder, »erzählen sie dir das alles und mir nicht?«

»Keine Ahnung«, lachte ich.

Ich weiß es auch wirklich nicht. Vielleicht schütten sie mir ihr Herz aus, weil sie in mir keine Bedrohung sehen. Denn ich höre aufmerksam zu und habe offenbar eine vertrauenerweckende Ausstrahlung, die ihnen das Gefühl von Geborgenheit vermittelt und ihnen auf Anhieb jede Angst vor mir und meinem Schatten nimmt. Manchmal kam ich mir schon vor wie ein Beichtvater. Nicht nur meine Freundinnen suchten mit ihren Geheimnissen bei mir Zuflucht. Eigenartigerweise fanden auch Männer Gefallen daran, mir alles, ja sogar ihr Intimleben, zu offenbaren, Dinge, die sie sonst niemals in Anwesenheit einer Frau bereden.

Sogar unser Nachbar Abu Talâl hat mir eine äußerst delikate Angelegenheit anvertraut. Abu Talâl, der in jungen Jahren, als er noch in Saft und Kraft stand und aufrecht ging wie eine Lanze, ein wahrer Sexprotz gewesen sein soll, enthüllte mir eines Tages, dass er impotent sei. Nein, selbstverständlich hat er nicht die Worte »Impotenz« oder »Schlappschwanz« in den Mund genommen.



»Marjam«, sagte er vielmehr, »ich kriege keinen mehr hoch.«

»Wen nicht mehr hoch?«, fragte ich.

»Ihn natürlich«, erwiderte er und deutete mit der Hand auf sein Glied. »Wen denn sonst?«

Er habe sich, berichtete er im Beisein seiner Frau Umm Talâl, ausgezogen. Nackt, wie ihn Gott schuf, habe er sich vor ihr aufgebaut und seinen Penis kräftig gerieben. »Bitte«, flehte er, »hab doch etwas Mitgefühl. Nicht mit mir, sondern mit ihm!«

Umm Talâl aber zeigte nicht das geringste Mitgefühl. Weder an jenem Tag, noch als sie hörte, wie er mir sein Leid klagte.

»Was kann denn Marjam schon groß anrichten, dass du dich bei ihr ausheulst? Schlag doch zu, wenn du kannst! Du mickriger Jammerlappen! Die Pest wünsche ich dir und deinem Schwanz an den Hals!«

Alles über mein Leben und das ihrer Romanfiguren habe ich ihr verraten. Nicht die geringste Kleinigkeit habe ich ausgelassen. Ich habe ihr sogar meine Eltern, meine Familie und all meine Tanten mütterlicher- wie auch väterlicherseits vorgestellt. Gerissen, wie sie ist, hat sie diese Gelegenheit auch gleich beim Schopf ergriffen, um bei meinen Nachbarn und Nachbarinnen herumzuzschnüffeln. Sie hat sich mit ihnen angefreundet, und bald wusste sie nicht nur über jeden im Haus, sondern in der ganzen Straße Bescheid. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, ganz im Gegenteil, denn am Ende wartete meine Geschichte.

Hat sie uns vielleicht vergessen?

Geschrieben hat sie jedenfalls nichts.

Also werde ich die Geschichte, bevor ich gehe, erzählen.

Alawiyya wusste ohnehin nichts Genaueres über die Entwicklungen in unserem Leben. Denn alles, was sie in den letzten Jahren über uns, ihre Figuren, erfuhr, waren oberflächliche Allgemeinheiten. Zwar erkundigte sie sich immer, wenn wir uns in größeren Abständen auf mein Drängen hin trafen, nach ihren Romanfiguren, doch tat sie dies wohl eher aus schlechtem

Gewissen oder vielleicht auch nur aus reiner Neugier. Ihre Fragen machten mich jedes Mal irre. Denn ich konnte einfach nicht einschätzen, ob sie allmählich verkalkte, ob sie verdrängte oder ob die Gedächtnisschwäche nur vorgetäuscht war. Die Stirn in Falten gezogen, grübelte sie angestrengt, bis sie nach einer ganzen Weile konfus irgendwelche Namen stammelte. Sie ordnete ihren Figuren seltsame Namen zu, die ich noch nie gehört hatte, die aber einen ähnlichen Klang hatten wie die ihrer Freunde, von Schauspielern oder Politikern. Im nächsten Moment kratzte sie sich mit einer Hand an Stirn und Kopf, während sie mit der anderen Kreisbewegungen zeichnete, als ziele sie auf eine bestimmte Zahl in einem imaginären, sich drehenden Rad.

»Sag mal, Marjam«, fragte sie unvermittelt, »was ist eigentlich aus dem geworden, der, wie heißt er doch gleich ... na ... sag schon ...«

»Wen meinst du, Alawiyya?«

»Den einen ... nun hilf mir doch auf die Sprünge ... Mensch, wie war noch mal sein Name ... Na den, den wir mal besucht haben und der diesen Pyjama anhatte?«

»Was denn für einen Pyjama?«

»Na, der gestreifte, viel zu weite Pyjama, der so weit offen stand. Und der Mann, bei dem guckte alles raus ... Sein Name will und will mir einfach nicht einfallen.«

»Du weißt noch, dass bei dem Mann alles rausguckte. Aber an seinen Namen kannst du dich nicht mehr erinnern, wie?«

»Jetzt geh mir nicht auf den Wecker ... nun sag schon!«

»Was soll ich denn sagen? Du raubst mir den letzten Nerv. So vergesslich kann man doch gar nicht sein! Du willst mich auf den Arm nehmen, oder?«

Kam ich schließlich auf den Namen, der ihrem Gedächtnis entfallen war, entspannte sich augenblicklich ihre Miene.

»Ja, genau der. Was ist denn nun aus dem geworden? Komm, erzähl schon!« Sie platzte fast vor Neugier.

Kaum aber fing ich an zu erzählen, driftete ihr Blick in die Ferne, und sie wirkte wie entrückt.

Dass sie mir nicht zuhören würde, konnte ich schon vorher mit ziemlicher Sicherheit voraussagen. Denn Alawiyya war eine der Romanfiguren. Und ich kannte sie nur allzu gut. Ich wusste genau, wann sich ihr Geist einer Knospe gleich öffnete und sie empfänglich war. Ebenso erkannte ich, wann sie sich verschloss. Und dann war kein Durchdringen zu ihr mehr möglich. Früher dagegen sperrte sie immer, wenn ich ihr etwas erzählte, die Augen weit auf und schaute mich aus hellwachem Gesicht erwartungsvoll an. Sie lauschte nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen. Unverwandt heftete sie den Blick auf mich, die Pupillen, zwei runde Schwämme, die gierig jedes Wort, jede Geste, ja alles an mir aufsogen und mir unmittelbar meine Gemütsverfassung spiegelten. Haargenau konnte ich an ihnen ablesen, ob ich wütend, ausgeglichen oder gedämpfter Stimmung war.

Ich will es wissen. Ist Alawiyya genau wie einige ihrer Romanfiguren gestorben, oder weilt sie noch unter den Lebenden? Starb sie 1975, als der Krieg und mit ihm ihre Begeisterung für Politik und fürs Kämpfen ausbrach? Starb sie 1978, in dem Jahr, in dem Israel zum ersten Mal in den Libanon einmarschierte, die sogenannte Sicherheitszone besetzte und sie als »Freien Libanon« ausrief? Oder hat sie bereits vorher den Tod gefunden? Vielleicht 1976, beim Einmarsch der syrischen Armee in den Libanon, als sie in den Bergen kämpfte? War sie eine von denen, die mit schwerem Geschütz, Simonow genannt und hergestellt in dem Land, in dem Namen häufig auf »ow« enden, an der Straße nach Bhamdûn gestanden haben? Oder kam sie, wie so viele im Widerstand, 1982 bei der israelischen Besetzung Beiruts ums Leben?

Starb sie im Krieg oder danach?

Ich will es wissen.

Nein, zumindest ist sie nicht vor 1986 gestorben. Dessen bin ich mir ganz sicher. Denn in jenem Jahr habe ich ihren kurz

zuvor erschienenen Roman »Schlummer der Tage« gelesen. Was danach geschah, kann ich nicht mit Gewissheit sagen. Jedenfalls ist nicht auszuschließen, dass sie zu den Vermissten zählt. Aber können denn Tote nicht auch schreiben?

Ich habe keine Ahnung, was in ihr gestorben ist, dass sie das Schreiben aufgegeben hat. Nicht die leiseste Ahnung, wie es bei ihr zu diesem Wandel kam. Etwa, weil sie unsere oder gar ihre eigenen Erinnerungen ablehnt? Sieht sie keinen Sinn mehr im Schreiben? Erträgt sie uns, ihre Figuren, nicht mehr? Oder hat sie vielleicht Angst vor uns und unseren Geschichten und deshalb die Flucht ergriffen?

Aber warum?

Danach habe ich sie oft gefragt, lange, bevor sie von der Bildfläche verschwunden ist. Eine Antwort habe ich jedoch nie erhalten. Stattdessen schwieg sie mich an wie eine Wand, an der meine Fragen abprallten. Mir zurück in den Rachen geschleudert, würgte ich sie hinunter, und seither stauen sie sich in mir an.

Hat sie womöglich genau wie ihr Zwillingenbruder und Freund, der Theaterautor Suhair, den Verstand verloren?

Nein. Ich habe nie wirklich durchschaut, was in ihrem Kopf vor sich geht. Deshalb war ich auch einmal, vor langer Zeit, drauf und dran, Suhair zu glauben.

»Alawiyya ist ein ausgekochtes Luder«, argwöhnte er damals. »Sie will mich in den Wahnsinn treiben, ich weiß es genau. Dass der Held eines Romans sich gegen den Autor verschwört, um sich von ihm zu befreien, kann durchaus passieren. Das ist nichts Neues. Aber dass der Autor sich gegen seine Figuren verschwört! Ich bitte dich! Wieso auch? Bestell ihr von mir Folgendes: Wenn sie mich in den Wahnsinn treibt, wird auch sie wahnsinnig werden. Und wenn ich verschwinde, wird auch sie verschwinden. Darüber muss sie sich im Klaren sein.«

Doch nichts dergleichen habe ich ihr bestellt.

Ich weiß nicht, wieso ihre Einstellung zu Suhair komplett um-

geschlagen ist. Schließlich hatte sie ihn als Freund eingeführt. Suhair war damals frisch, nach dem Abschluss seines Studiums, aus dem Ausland heimgekehrt. Ausgerechnet zu Kriegsbeginn war der Pechvogel zurückgekehrt. Von Hause aus war er Mediziner, aber Kino und Theater waren seine Leidenschaft. Er war noch nicht lange wieder in Beirut, als Alawiyya ihn im Redaktionsbüro der Parteizeitung kennenlernte. Im Gespräch mit ihm entdeckte sie, dass er von der Idee besessen war, »andere« Theaterstücke zu schreiben. Und das schweißte die beiden für eine gewisse Zeit wie ein Zwillingsspaar zusammen.

Alawiyya und Suhair, die Autorin und der Dramaturg.

Eines Tages rief sie an und bestellte mich in ein Café an der Küstenpromenade. Also ging ich zur verabredeten Zeit dorthin.

Es war, soweit ich mich erinnere, kurz vor Sonnenuntergang. Alawiyya schob den Vorhang beiseite und schaute aus dem Fenster hinaus auf Meer und Sonne, während sie gleichzeitig mit der Hand die Fliegen verscheuchte, die sich am unteren Rand der Scheibe tummelten. Ich bestellte wie immer einen Cappuccino und sie einen Mokka ohne Zucker. Wenig später erschien ein Mann. Im Nu hellte sich Alawiyyas Miene auf. Überschwänglich stellte sie uns einander vor. Ich gab ihm, sein Gesicht musternd, die Hand. Er hatte einen dunklen Teint und schwarze Augen, die vor Witz und Tatendrang sprühten.

»Marjam«, sagte Alawiyya, »das ist Suhair. Er hat Talent und ist modern, ein toller Typ. Suhair und ich planen ein gemeinsames Projekt. Ich will einen Roman schreiben und er ein Theaterstück. Beide Werke sollen dieselben Personen und dieselbe Geschichte zur Grundlage haben.«

»Was heißt das genau?«

»Das heißt, dass wir uns mit dir und allen anderen Figuren, die in dem Projekt vorkommen, immer zu zweit treffen werden. Wir beide hören uns genau dieselben Geschichten an, Suhair mit seinen Ohren und ich mit meinen. Keiner von uns darf sich jemals allein mit einem Darsteller treffen. Der einzige Unter-